

*Ryszard Kapuściński gehört heute zu den erfolgreichsten polnischen Autoren; in seiner Heimat wie im Ausland genießt er hohe moralische Autorität. Dass sein Erfolg nicht über Nacht kam, sondern das Resultat gewissenhafter Studien und quälender Nächte war, in denen er nach den richtigen Worten und Formulierungen suchte, erfahren wir aus dem im Krakauer Verlag Znak 2003 erstmals erschienenen Buch »Autoportret reportera« (Selbstporträt eines Reporters), einem Wegweiser zu Kapuścińskis Verständnis des Reporters, der nicht nur Teil einer heute unüberschaubaren Nachrichten-Industrie ist, sondern seine Beiträge persönlich recherchiert und verantwortet. In den von uns ausgewählten Auszügen setzt sich der Autor mit dem Ethos des Reporters, mit altmodischen Schreibmethoden, mit Büchern und Bibliotheken sowie mit modernen Medien auseinander.*

RYSZARD KAPUŚCIŃSKI

## Selbstporträt eines Reporters

Täglich beginne ich von neuem zu schreiben. Das ist eine Plackerei. Und zwar buchstäblich, denn nachdem ich eine Seite geschrieben habe, kann ich mein Hemd von Schweiß auswringen. Jeden Tag fühle ich mich von neuem wie ein Anfänger. Das bereits erschienene Buch hört auf, mein Buch zu sein. Ich muss mit allem von vorn beginnen. Das bisher Geschriebene hilft mir nicht im Geringsten, im Gegenteil, es ist eher ein Hindernis.

Wie die meisten meiner Kollegen schreibe ich mit der Hand. Meines Erachtens verlangt der Rhythmus der Prosa danach, dass man mit der Hand schreibt. Es erscheint mir wenig wahrscheinlich, dass sich gute Prosa auf dem Computer schreiben lässt.

Ich lese nie das, was ich schon geschrieben habe, weil ich meine, dass ich mich schon wieder dem nächsten Buch zuwenden sollte. Ständig über bereits geschriebene Texte nachzusinnen ist kein schöner Charakterzug – es

ist eine Form von Egozentrismus. Möglicherweise zeugt es von Masochismus und Selbstquälerei, wenn die Texte nicht besonders gut sind, oder aber von Hochmut, dass man so etwas Hervorragendes geschrieben hat. Beide Eigenschaften sind mir fremd.

Ich versuche täglich zu schreiben. Wenn es mir gelingt, an einem Tag eine Seite zu schreiben, war das in meinen Augen ein guter Tag. Meist schreibe ich eine viertel oder halbe Seite. Und oft kommt es vor, dass ich überhaupt nichts schreibe. Einmal habe ich mich von einem Freund, Professor Andrzej Garlicki, mit den Worten verabschiedet: »Ich habe es eilig, denn ich muss schreiben.« »Du, schreiben?«, fragte er erstaunt. »Du hast doch schon alles geschrieben.«

Wenn ich das Telefon nicht ausstecke, kann ich nicht arbeiten. Ich erhalte zahlreiche Anrufe mit Vorschlägen: Ich solle nach Tokio, Straßburg, Bydgoszcz kommen. Nur wenige dieser Vorschläge nehme ich an. Darüber hinaus erhalte ich Tausende schriftlicher Bitten um Empfehlungen, Vorworte, Rezensionen von Texten, die andere geschrieben haben. Ich schäme mich, es zuzugeben, aber es ist lange her, dass ich im Kino, Theater oder Konzert war. Ich stehe ungefähr um sechs Uhr auf und weiß nicht, womit ich anfangen soll. Ich bin ein Sklave meiner Situation.

*Was bedeutet für Sie Ihr Erfolg im Westen?*

Ich schreibe nicht für den Erfolg. Ich schreibe, um eine bestimmte Botschaft zu übermitteln, denn ich betrachte meinen Beruf als so etwas wie eine Mission. Ich habe nie ausschließlich in Kategorien des Geldverdienens darüber nachgedacht – für gewöhnlich hatte ich kein Geld. Wir leben in einer ungeheuer komplizierten Welt, in der sich neue Kulturen und Gesellschaften herausgebildet haben, und einhergehend damit Spannungen, Kriege, religiöse und ethnische Konflikte, ein gewaltiger Expansionismus usw. Ich glaube, dass die Menschen, denen es möglich ist zu reisen, eine gewisse Verpflichtung haben: Sie sollten uns zeigen, dass auch andere Menschen Gefühle und Bedürfnisse besitzen, dass wir sie verstehen und kennenlernen müssen, und diejenigen, die sie kennengelernt haben, sollten das weitergeben und uns übersetzen.

Die größte Schwierigkeit, aber auch die größte Errungenschaft ist es, aus einer Karriere einen gewöhnlichen Lebens- und Schaffensprozess zu machen. Das heißt, die Karriere dient mir nicht für die Karriere, sondern sie

hilft mir, die Werte, Ideen und Gedanken zu lancieren und zu verbreiten, von denen ich möchte, dass sie den Empfänger erreichen. Das macht die Karriere so wichtig, weil sie es uns ermöglicht, der Welt gewisse Werte zu vermitteln.

*Der Ruhm, der Ihnen vorausseilt, hilft Ihnen, ferne Länder kennenzulernen.*

Er ist dabei eher hinderlich. Sehr sogar. Erstens ist es mir nicht angenehm, wenn ich von fremden Menschen erkannt werde. Noch viel schlimmer aber ist etwas anderes: Wenn ich zum Beispiel nach Uganda fahre, um einen Vortrag zu halten, werde ich dort schon von den lokalen Behörden erwartet. Sie wollen meinen Aufenthalt organisieren, die Reiseroute planen, versuchen mir sogenannte Begleitpersonen mitzugeben. Aber was kann ich als offizielle Person schon in Erfahrung bringen? Ein Reporter kann nur dann etwas erreichen, wenn er anonym bleibt, einer aus der Masse. Man spricht mit dem Journalisten ganz anders als mit einem Menschen, dem man zufällig begegnet.

Über Polen werde ich nicht mehr schreiben, das ist schon technisch gar nicht möglich. Der Reporter muss anonym sein. Ich aber gehe nicht mehr unter in der Menge. Ein enthüllter Reporter hat die Chance verspielt, eine gute Reportage zu schreiben.

Die Frage, warum ich nicht über Polen schreibe, wird mir immer wieder gestellt, und für gewöhnlich antworte ich darauf im Brustton der Überzeugung, es sei sehr gut, dass ich nicht über Polen schreibe. Ich bin nämlich der Ansicht, dass die polnische Literatur, wie jede andere, ihren Horizont erweitern, die engen nationalen Grenzen überwinden sollte. Wir leben in einer Welt, die zunehmend zu einer globalen Welt wird, zu einer Einheit, um es hochtrabend auszudrücken, und diese Tatsache muss sich auch in der Form der Literatur niederschlagen: Die Literatur kann nicht leben, ohne die Schlussfolgerungen daraus zu ziehen. Ich betrachte mich als jemand – und darauf bin ich sehr stolz –, der neue Inhalte in unsere nationale, patriotische, aufständische, der Okkupations- und Partisanenzeit gewidmete usw. usf. Literatur eingeführt hat – eine Literatur, die hinsichtlich der Geographie des Menschen, überhaupt der Menschheit, allgemein menschliche Inhalte vermissen ließ.

Auf die Frage, warum ich nicht über Polen schreibe, antworte ich auch, das sei gut, denn andererseits könnte keiner über das schreiben, worüber ich berichte. Ich habe vierzig Jahre meines Lebens damit zugebracht, durch die Welt zu reisen. Dazu haben zahlreiche Umstände beigetragen; zunächst einmal hat man eine Menge Geld in mich investiert. Es wäre heute nicht leicht, so ein Modell für das Schreiben zu schaffen. Man sagt: Er ist hierhin gefahren, dorthin gefahren... Aber dahinter stecken riesige Anstrengungen des Reisenden und auch enorme finanzielle Ausgaben der Sponsoren. Die Folge davon ist, dass ich heute über ein außergewöhnliches Wissen verfüge, das sonst keiner hat. Nicht weil ich besondere Begabungen hätte, sondern aus technischen und zeitlichen Gründen. Ich glaube daher, dass es eine große Vergeudung wäre, wenn ich über Polen schriebe.

Außerdem bin ich zutiefst überzeugt von der Notwendigkeit einer Spezialisierung auf jedem Gebiet, auch im Journalismus. In diesem Beruf ist das schwierig, vor allem in Polen, wo der Journalist gezwungen ist, eine Unzahl verschiedener Dinge zu machen, doch im Westen wird dieses Gebot eher befolgt. Ich bin und fühle mich als Spezialist auf dem weiten Feld der Probleme der Dritten Welt und des Globalismus oder, philosophisch ausgedrückt, eines Holismus. Polen hingegen ist mein Land, zu dem ich eine sentimentale Beziehung habe – hier lebe ich, und ich schreibe in dieser Sprache, aber ich habe bei Gott nicht viel Ahnung von Polen, obwohl das vielleicht seltsam klingen mag. Ich müsste erst beginnen, seine Geschichte und Wirtschaft zu studieren, ich müsste Daten zusammentragen, mich mit den ökonomischen und politischen Problemen vertraut machen – dem müsste ich ein paar Jahre meines Lebens widmen. Wann soll ich das alles bewerkstelligen?

In der oben zitierten Frage steckt auch die Überzeugung, dass ein Journalist, ein Schriftsteller über alles schreiben, jedes Thema aufgreifen kann.

Ich erhalte aus den verschiedensten Ländern Anrufe meiner Verleger, die sagen, fahr nach China und schreib ein Buch darüber, dort passieren jetzt interessante Dinge; ein anderer macht den Vorschlag: fahr nach Nordkorea und schreib ein Buch über Kim Ir Sen, der könnte demnächst sterben – das wird ein brandaktuelles Thema. Insgesamt bekomme ich zahlreiche Aufträge, die ich nicht erfüllen kann, weil ich nicht genug Zeit habe und andere Pläne; außerdem kann ich kein Buch über ein Thema schreiben, das mich nicht im Geringsten berührt. Daher antworte ich meinen Verlegern: Ich werde nicht über Kim Ir Sen schreiben, denn ich spüre keinerlei emotionale Verbindung zu dieser Figur, weder im positiven noch im negativen Sinn –

er interessiert mich einfach nicht. Ich kann nicht aufgrund einer beliebigen Bestellung ein Buch schreiben, weil ich bei jedem Buch wirklich mitlebe, weil jedes Buch für mich das Ergebnis tiefer Emotionen und Überlegungen ist, weil ich Dinge behandle, die für mich wichtig sind, die mir nahe gehen.

Meine früheren Bücher wurden lange Zeit nicht gelesen, worunter ich sehr gelitten habe, ich war traurig und niedergeschlagen. Mein erstes Buch ist 1962 erschienen, als ich in Afrika lebte und arbeitete. Von Zeit zu Zeit kehrte ich nach Polen zurück, und dort sah ich, wie meine Bücher unverkauft in den Buchhandlungen lagen, was auch in Polen immer ein schlechtes Zeichen war. Meine Bekannten sagten mir: Du müsstest mehr über das schreiben, was hier vor sich geht, müsstest auf diese und jene Weise schreiben. – Das habe ich immer abgelehnt. Die Menschen fragten, warum ich nicht über Polen schreibe – dabei habe ich doch ständig über Polen geschrieben! Das habe ich immer getan, wenn auch natürlich nicht im wörtlichen Sinn, nicht offen. Ich war überzeugt, es würden die Zeiten kommen, in denen die Leute meine Bücher lesen, und das zu meinen Bedingungen. Ich versuchte zu sagen, dass das, was dort passierte, auch für die Menschen hier von Bedeutung war, und die Leser sollten diese Zusammenhänge begreifen. Ich gab nicht auf und änderte mich nicht. Ich glaubte daran, dass ich am Ende meine Leser erreichen würde.

Es gab Menschen, die mir rieten, sensationeller zu schreiben, im Sinn einer Abenteuerliteratur, dann würden meine Bücher mehr gekauft werden. Diese Vorschläge wies ich zurück. Ich wollte so schreiben, wie ich schrieb, und ich glaubte daran, dass der Moment kommen würde, da sich Leser fänden, die das einmal lesen wollten, die diese Art von Literatur schätzen und anerkennen würden.

Ich wusste, dass das, was ich schreibe, eine neue Art von Literatur darstellt, die nicht in das Schema der klassischen Reportage oder der klassischen Erzählung passt. Ich wusste, dass es sich um eine andere Art des Schreibens handelt, auf die der Leser nicht vorbereitet war, und ich wusste auch, dass er sie nicht auf Anhieb akzeptieren würde, weil jede Neuheit schwer zu akzeptieren ist. Ich war mir bewusst, dass ich geduldig warten müsste.

*Wann wurden Ihre Bücher richtig wahrgenommen?*

Mitte der siebziger Jahre, das heißt, ich musste fast zwanzig Jahre darauf warten, wobei ich nie von der mir eigenen Art des Schreibens abrückte. Ich musste nicht nur warten, gleichzeitig ging es mir auch finanziell sehr

schlecht. Aber ich wollte nicht nachgeben, wollte keine billige Literatur schreiben, nur für Geld, ich wollte, dass das gedruckt wird, was ich geschrieben habe.

Man spricht von der Krise des Buches, davon, dass nur ein Prozent der Weltbevölkerung liest. Gleichzeitig gibt es immer mehr Verlage, werden immer mehr Bücher publiziert. Es gibt einfach immer mehr Menschen auf der Welt. Es ist ein Irrtum, für ein Massenpublikum schreiben zu wollen. Der Massenleser ist ein anderer Leser. Nicht jeder Schriftsteller ist daran interessiert, von Massen gelesen zu werden.

Am Anfang kann man mit dem Journalismus nicht viel verdienen. Alle beginnenden Journalisten sind eher arm und haben viele Jahre lang keine großen Möglichkeiten, zu Reichtum zu gelangen. Es herrscht hier ein rein feudales System: Den Rang erwirbt man sich durch sein Alter, und dafür braucht es Zeit. Viele junge Journalisten sind frustriert von einer Fronarbeit für geringe Bezahlung, dann verlieren sie noch die Arbeit und finden keine neue. Das alles gehört zu unserem Beruf, das heißt, man muss Geduld aufbringen und hart arbeiten. Unsere Leser, Hörer und Zuschauer sind sehr kluge Menschen und erkennen auf Anhieb den Wert unserer Arbeit, und ebenso rasch verbinden sie diese mit unserem Namen. Sie wissen, von welchem Journalisten sie etwas bekommen, was einen Wert hat. Das ist genau der Moment, der uns für unsere Arbeit qualifiziert. Es ist nicht unser Chef, der das entscheidet, sondern es sind unsere Leser.

*Fühlen und wissen Sie immer, für wen Sie schreiben oder schreiben wollen?*

Ich versuche mir meinen Leser vorzustellen. Virginia Woolf schrieb in einem ihrer Essays, dass der Autor, der an seinem Schreibtisch sitzt, genau wissen sollte, für wen er sein Buch schreiben möchte. Mehr noch: Er sollte seinen Leser körperlich, physisch vor sich sehen. Damit stimme ich überein. Für mich ist dieser Leser ein junger Mensch, der sich nach der Welt sehnt. Der neugierig ist auf die Welt, der sie kennenlernen möchte, auch wenn sich ihm im Verlauf seines Lebens nicht die Möglichkeiten eröffnen werden, die Welt mit eigenen Augen zu sehen. Doch in diesem Moment lebt er, zusammen mit meinem Buch, für den Wunsch, die Welt kennenzulernen. Er ist intelligent, belesen, besitzt eine wache Sensibilität – das ist der Leser, für den ich schreibe.

Der Schriftsteller sollte über eine besondere Art von Sensibilität verfügen, er sollte einen Riecher haben. Das ist sehr wichtig. Einen guten Schriftsteller ohne diese Eigenschaften kann ich mir nicht vorstellen. Hartnäckigkeit, Zielstrebigkeit, der Glaube und die Überzeugung, etwas Wichtiges zu tun, zum Kampf bereit zu sein, geduldig wartend und planend. Das hat etwas mit der Rolle des Autors in unserer Gesellschaft zu tun. Um ein Beispiel zu nennen: Ich bin eben von einer Begegnung in einer kleinen Stadt, Tarnobrzeg, zurückgekehrt. Der Ort der Begegnung war eher klein, doch die Menschen waren sehr aufmerksam. Alle hatten meine Bücher gelesen, und sie haben eine Menge Fragen gestellt. Sie sprachen allerdings nicht über die Literatur, über Romane und Bücher. Sie haben genügend Vertrauen zum Autor, um ihn nach seiner Meinung über die gegenwärtige Lage zu befragen. Sie sehen in ihm eine Quelle der Weisheit, die einen unmittelbaren Einfluss auf ihr Schicksal und Leben nehmen kann. Wenn man ihnen nun sagen würde: Meine Herrschaften, ich möchte über die Literatur sprechen, diese verdammte Politik interessiert mich nicht, dann würde man sie enttäuschen. In Zeiten wie diesen erwarten sie sich etwas anderes. Sie haben sich entschlossen, zu dieser Begegnung mit dir zu gehen, einige haben deshalb am späten Abend ein paar Kilometer zu Fuß zurückgelegt, im Regen und diesem grässlichen Winterwetter, und dann müssen sie ja auch wieder zurück und am nächsten Morgen aufstehen, um zur Arbeit zu gehen. Diese Menschen sind zu bewundern. Sie haben große physische Anstrengungen auf sich genommen, um dich zu sehen, du darfst sie also nicht enttäuschen. Man muss ihren Erwartungen entgegenkommen. Das ist die besondere Rolle des Schriftstellers in der polnischen Gesellschaft.

Hören und Schauen allein genügen heute nicht mehr. Das ist eindeutig zu wenig. Wir leben in einer so komplexen und schwierigen Welt, und um uns herum passieren so viele Dinge, dass wir uns unablässig vergewissern müssen, was andere über dieses oder jenes Thema denken; wir müssen sie konsultieren, uns mit ihnen beraten, müssen nach immer neuer Lektüre greifen. Die Welt lässt sich heutzutage nicht mehr mit dem Denken eines Einzelnen erfassen, denn unser Wissen ist die Summe zahlreicher Informationen, Ansichten und Gesichtspunkte. Die globale Wirklichkeit lässt sich nur durch ein gemeinschaftliches, kollektives Denken erfassen. Jedenfalls nicht durch das individuelle. In der Epoche von Platon, Aristoteles und später des Hl. Augustinus war das vielleicht noch möglich. Heute nicht mehr. Diese Zeiten sind längst vorbei.

Ich bin ein großer Freund von Zitaten und halte die Ansicht Walter Benjamins für bedenkenswert, der meinte, ein Buch mit Zitaten wäre das perfekte Buch. Wenn wir uns in ein bestimmtes Wissensgebiet vertiefen, stellen wir fest, dass zu diesem Thema schon zahlreiche Bücher geschrieben wurden. Und jedes dieser Bücher enthält zumindest einen faszinierenden Gedanken. Der normale Leser wird nie auf diesen Gedanken stoßen, weil er die Bücher nicht liest. Ich halte es für die Pflicht eines jeden Menschen, der sich mit einem bestimmten Wissensgebiet beschäftigt, diese Perlen herauszusuchen. Für gewöhnlich gehen sie in einer Masse von dreihundert bedruckten Seiten irgendwo unter, wenn man sie aber herausholt, erhalten sie Leben und neuen Glanz.

Wenn ich schreibe, lese ich sehr viel. Ich lese etwas, was mich beim Schreiben inspiriert. Ich gehe zwischen den Regalen herum und greife nach etwas, was mir ins Auge fällt. Zur Zeit lese ich gerade die Briefe von Stanisława Przybyszewska, in denen sie sich begeistert über »Die Sonne Satans« von Georges Bernanos äußert, also nehme ich auch dieses Buch zur Hand, das ich in meiner Bibliothek stehen habe, und tatsächlich – es handelt sich um ein hervorragendes Werk. Jetzt lese ich zum ich weiß nicht wievielten Mal die »Odyssee«, wegen der wunderbaren Sprache der Übersetzung von Siemieński. Ich brauche diese Bibliothek, denn sie ist vielstimmig. Wenn ich beim Schreiben nicht weiterkomme, nehme ich ein Buch, und wenn ich darin nichts finde, ein zweites, ein drittes, bis mich etwas inspiriert. Daneben lese ich natürlich eine Menge Fachliteratur. Literatur, geschrieben aus Literatur.

Als ich mich darauf vorbereitete, »Imperium« zu schreiben, las ich alle Bücher unserer früheren Reporter. Mit Ausnahme von genau vier Titeln – »Die ungefederte Revolution« von Melchior Wańkiewicz, »Gedanken im Zangengriff« von Stanisław Cat-Mackiewicz, »In den Tiefen der UdSSR« von Aleksander Janta-Pończyński und »Nächte im Kreml« von Kazimierz Pruszyński – waren alle eine Enttäuschung für mich. Es finden sich darin keine geistigen Anstrengungen, keine Reflexionen. Es gibt nur Beschreibung von Ereignissen – dass der Kellner schmutzig war, dass das Auto kaputt ging. Aber über Fakten zu schreiben kann doch nicht bedeuten, keine Reflexionen anzustellen – erst ein solides Wissen erlaubt es einem, eine Tatsache herauszusuchen und ihr eine universelle Bedeutung zu verleihen.



*Wie ist Ihre Bibliothek strukturiert?*

Ich besitze ein paar Bibliotheken. Ein Teil meiner Bücher ist über die ganze Welt verstreut – in Lagos, in Mexiko, in Dakkar, in den Vereinigten Staaten, in Oxford. Denn wo immer ich hinkomme, beginne ich damit, dass ich das Hotel aufsuche und mir eine Bibliothek anlege. Ich schleppe Bücher über das jeweilige Land mit mir herum, die entsprechenden Wörterbücher, aber auch polnische Bücher, wegen der Sprache, zum Beispiel den »Pan Tadeusz« oder »Beniowski« oder Werke von Zofia Nałkowska. Bei der Rückkehr gibt es dann natürlich ein Problem, ich lasse also einen Teil der Bücher bei jemandem zurück, in der Hoffnung, dass ich irgendwann wieder dorthin komme. Manchmal fahre ich wieder hin, manchmal auch nicht. Das ist verschieden. Zu Hause habe ich meine Bibliothek in drei Stockwerken, die hier in meinem Arbeitsraum ist die wichtigste, die zweite befindet sich einen Stock tiefer, in der eigentlichen Wohnung, und dann gibt es noch eine im Keller. In den Keller schaue ich nie, aber diese beiden werden gebraucht.

*Ein paar tausend Bücher.*

Der wichtigste Teil befindet sich an dieser Wand. Der wichtigste Teil, das ist für mich die Philosophie. Dann kommen die Soziologie, verschiedene geschichtliche Epochen, Musik, Architektur, und hier lege ich alles zum Thema »Nationalismus« ab. Das sind die Überbleibsel des »Imperium«, und hier findet sich Europa. Dort steht die Kunstgeschichte, und dann die Kulturphilosophie. Im Übrigen befinden sich meine Bücher ständig in Bewegung. Wenn ich anfangs, etwas zu schreiben, rücken die entsprechenden Bücher in die vorderste Frontlinie, und die, die ich beim Schreiben des vorigen verwendet habe, rücken nach hinten. Jetzt befindet sich die erste Frontlinie hier, und da gibt es ein paar hundert Bücher über Afrika.

*Haben Sie Bücher aus Familienbesitz?*

Kein einziges. Ich stamme aus einem armen Haus, bei uns gab es keine Bücher. Ich habe alle selber gekauft, die Hälfte davon in verschiedenen Ländern der Erde. Ich brauche einfach Bücher zum Schreiben. Ich muss möglichst viel lesen über das Thema, über das ich schreibe, um zu wissen, was schon geschrieben wurde. Ich suche das, was mir neu erscheint, oder das, was ich anders ausdrücken möchte, als es schon gesagt wurde. Die Lektüre benötige ich also auch für die Polemik.

*Hat sich Ihre »Philosophie« des Büchersammelns im Lauf der Zeit irgendwie verändert?*

Ich verfolgte immer eine Philosophie: möglichst viele Bücher zu besitzen. Bis heute schleppe ich sie aus der ganzen Welt an. Als ich in den sechziger Jahren in Nigeria ernstlich erkrankte, schickten sie mich mit dem Flugzeug nach Hause, meine Sachen wurden gesondert transportiert. Der Zöllner am Danziger Bahnhof in Warschau fragte, wo eigentlich mein Gepäck sei, denn was dort ankam, das waren eine Kiste mit Büchern, ein Paar Jeans und eine Pfanne.

*Werfen Sie auch manchmal etwas weg?*

Obwohl ich darunter leide, werfe ich hin und wieder etwas weg. Ich erkläre mir das so, dass die Bibliothek nicht zum Anschauen da ist, sondern für die Arbeit, dass sie die Funktion einer Werkstatt erfüllen muss. Und die Werkstatt, so sage ich immer, muss funktionieren.

Man kann sich heute das Leben der Weltgemeinschaft ohne Medien nicht mehr vorstellen. In früheren Etappen konnte der Mensch nicht ohne den Gebrauch von Waffen überleben, später wurden Maschinen und Elektrizität wichtig, und heute ist sein Weiterbestehen ohne Medien unmöglich. Die Gefahr liegt darin, dass die Medien, die zu einer Macht geworden sind, sich nicht mehr ausschließlich mit Informationen beschäftigen. Sie haben sich ein ehrgeizigeres Ziel gesteckt: Sie beginnen die Wirklichkeit zu gestalten. Immer öfter empfangen wir ein Bild der Welt, wie es uns das Fernsehen vermittelt, wir sehen die Welt nicht so, wie sie wirklich ist. Das Fernsehen bewirkt, dass wir in einer Welt der Märchen leben.

Die Geschichte, wie wir sie aus dem Fernsehen kennen, entsteht nicht in Verbindung mit unserem Dasein, sondern in unserer Imagination. Wir stellen sie uns bloß vor, zwar gestützt auf wahre Elemente, aber es hängt von uns selber ab, wie wir diese zusammenfügen. Je nachdem, wie wir diese Elemente zusammenfügen, erhalten wir entweder ein Bild, das der Wirklichkeit nahe kommt, oder eines, das von dieser weit entfernt ist. Wir haben es hier mit einer Fabularisierung der Welt zu tun.

Die Rolle des Fernsehbildes ist ungeheuer wichtig. Wir müssen uns jedoch bewusst sein, dass dieses Bild keine Reflexionen auslöst, sondern nur auf unsere Emotionen einwirkt.

Oft stoßen wir darauf, dass die Menschen den Begriff »sehen« mit dem Begriff »verstehen« gleichsetzen. Wir hören zum Beispiel, wie zwei Menschen streiten. Der eine sagt zum anderen: »Mein Lieber, du hast nicht recht. Was du sagst, entspricht nicht der Wahrheit!« Und der andere darauf: »Was heißt, ich habe nicht recht? Ich habe es schließlich im Fernsehen gesehen!«

Wenn wir die Welt über die Medien erfahren, nehmen wir nur die Folgen, die Oberfläche der Ereignisse zur Kenntnis; wenn wir aber deren Ursachen nicht kennen, können wir uns auch keine entsprechenden Gedanken darüber machen. Gleichzeitig sind die Medien nicht imstande, alles erschöpfend zu erklären, sie entscheiden sich daher für eine Selektion, eine Auswahl. Das wichtigste Prinzip in der Informationsvermittlung ist die Kürze. Als ich vor einiger Zeit in den Vereinigten Staaten ein paar Stunden lang fernsah, hatte ich den Eindruck, nach drei Stunden der Informationsberieselung wieder beim Punkt Null angelangt zu sein. Die aufeinander folgenden Nachrichten hoben einander auf, sie boten eine Zusammenstellung einander widersprechender oder auch völlig unzusammenhängender Informationen. In der traditionellen Presse übernahm der Journalist die Verantwortung für das, was er schrieb, indem er den Text mit seinem Namen zeichnete. Der Bericht, den wir in CNN sehen, ist hingegen durch so viele Hände gegangen und so oft bearbeitet worden, dass wir in der Folge ein anonymes Bild bekommen. Dahinter steht keine konkrete Person mehr, keine Verantwortung, kein Berufsethos.

Ein häufiges Missverständnis besteht darin, dass man in den Medien für das, was Millionen Fernsehzuschauer zu sehen bekommen, das letzte Glied in der Kette, nämlich den Reporter, verantwortlich macht. Es kommt vor, dass der Reporter eine Unmenge an Material anliefert, das dann durch die Hände Dutzender Bearbeiter geht, und schließlich werden aus dem mehrstündigen Filmmaterial vierzig Sekunden gezeigt! Ich kenne das aus der Praxis und weiß, wieviel von der realen, objektiven Arbeit des Reporters zum durchschnittlichen Konsumenten gelangt.

Mein Kollege, der britische Reporter Philipp Knightley, schrieb ein Buch über Kriegsreporter mit dem Titel *The First Casualty* – »Das erste Opfer«. Wer ist das erste Opfer im Krieg? Die Wahrheit. Der Autor untersuchte Ereignisse vom Krimkrieg, Mitte des 19. Jahrhunderts, bis zur Zeit des Vietnamkrieges, und er verglich, was die englische Presse über diese Ereignisse geschrieben hatte. Er erhielt zwei unterschiedliche Bilder: das

wahre, historische Bild und ein ganz anderes, das die Presse gezeichnet hat.

Für einen im 21. Jahrhundert lebenden Historiker werden die Fernseharchive, Millionen Kilometer von Filmaufnahmen, die wichtigste Grundlage des Wissens über unsere Zeit darstellen. Im Fernsehen hingegen erhalten wir eine ganz selektive, dramatisierte Version der Geschichte. Das Zoomen der Kamera ist auch eine Art, die Welt zu sehen: Man holt ein Fragment eines Bildes nahe heran und eliminiert dabei alles andere. Ich habe Moskau zur Zeit des Putsches gesehen. Es war eigentlich eine ruhige Stadt. Der Fernsehzuschauer im Westen bekam das Bild eines brennenden Panzers geliefert, er sah aber nicht, dass zweihundert Meter weiter eine ganz normale Schlange stand, weil man gerade Kürbisse geliefert hatte.

Es war eine der großen Errungenschaften der modernen Schule der französischen Historiker, dass sie die historischen Quellen erweitert hat. Vorher erschöpfte sich die Historie in der Geschichte von Königen und Kriegen. Marc Bloch und andere untersuchten, wie viel Getreide gekostet hatte, wie das Wetter gewesen war. Sie wollten die Geschichte in ihrem ganzen unerschöpflichen Reichtum zeigen, ein möglichst vollständiges Bild erzeugen. Heute geht die Entwicklung in die entgegengesetzte Richtung: Wir sehen plötzlich Menschen, die ums Leben kommen, einen brennenden Panzer – wir wissen aber nicht, was ringsum vor sich geht.

Die Entwicklung der Medien stellt uns vor eines der grundlegenden Probleme der Ethik, nämlich das Problem von Wahrheit und Lüge. Im Mittelalter war das Medium der Kommunikation der Brief. Wenn derjenige, der ihn schrieb, log, dann belog er einen bestimmten Menschen. Später konnte Hitler fünfundsechzig Millionen Menschen belügen – Stalin zweihundert Millionen. Heute werden manche Fernsehprogramme von Milliarden gesehen. Wenn sich dort eine Lüge einschleicht, dann wird sie milliardenfach vervielfältigt. Die Last des Missbrauchs wiegt daher unvergleichlich schwerer. Aus diesem Grund ist es so wichtig, dass die in der Welt ablaufenden Demokratisierungsprozesse von Erfolg gekrönt sind. Denn nur die Demokratie ist imstande, das Wirkungsfeld der Lüge einzugrenzen.

Mehr als die Revolution selber interessiert mich das, was vor der Revolution geschehen ist; mehr als die Front – das, was hinter der Front geschieht; mehr als der Krieg – das, was nach dem Krieg geschehen wird. Wir können noch

einen Umsturz, noch einen Staatsstreich, noch eine Revolte beschreiben, noch ein spektakuläres Ereignis, aber das alles wiederholt sich und vermag uns nichts zu erklären; wir müssen tiefer schürfen, bis zu den Ursachen vordringen, die aber sind in der Kultur zu suchen. Man muss sich in die Tiefe des Flusses vorwagen. Wie sonst soll man die Tatsache erklären, dass manche Länder in Afrika heute höher stehen als andere, obwohl sie vom selben Niveau ausgingen, wenn nicht durch die Kultur? Die Kultur findet eher im täglichen Leben ihren Ausdruck als in Umstürzen, daher sollte man vor allem die Kultur näher in Augenschein nehmen.

Mit der Politik der mächtigen amerikanischen Fernsehkanäle wie ABC, CBS oder CNN verbinde ich vor allem Gleichgültigkeit, ja Arroganz. Aber daneben gibt es noch spezialisierte Zeitschriften, die sich objektiv mit den Problemen der Dritten Welt auseinandersetzen (FOREIGN AFFAIRS, FOREIGN POLICY, HARPER'S); diese besitzen allerdings nur eine beschränkte Reichweite. Die großen Medienzentralen behandeln die Information als Ware, nicht als Träger der Wahrheit. In der Folge wird ein völlig verzerrtes Bild der Dritten Welt gezeigt: Entweder übergeht man die Länder jener Regionen völlig, oder sie werden – und das ist noch schlimmer – in den schwärzesten Farben dargestellt. So erhalten wir ausschließlich die düstersten Informationen: In Bangladesch gibt es nur Überschwemmungen; in Afghanistan werden unablässig buddhistische Statuen zerstört; in Ruanda finden ständig Massaker statt; in Pakistan wird ununterbrochen mit Drogen gehandelt usw. Der Konsument der auf diese Weise aufbereiteten Informationen unterliegt dem falschen Eindruck, er lebe in einer perfekten Welt, einer neuen Utopie, die von allen Seiten von feindlichen Kräften umgeben ist. Die Dritte Welt wird für ihn zu einer Quelle der Gefahren. Das erzeugt bei ihm eine Abwehrreaktion: »Ich muss mich von dieser verbrecherischen Welt abgrenzen«, denkt er sich, »warum soll ich diesen Banditen helfen oder sie finanzieren? Diese Leute sollten sich endlich selber an die Arbeit machen, sie sollten Firmen gründen, sich ans Internet anschließen, Handys kaufen, sie sollten endlich aufhören, einander zu bekämpfen und sich in fragwürdigen Geschäften zu engagieren.«

Wir begegnen hier der nächsten Illusion: Der technische Fortschritt mündet nicht automatisch im Wohlstand (was sollen die Leute mit dem Internet, wenn sie gar keinen Strom haben?), und er führt auch nicht zu westlichen Lösungen. Eine Modernisierung kann auch einem Fundamentalismus nützen, einer »Entwestlichung«. (Zum ersten Mal fand dieses

Phänomen vielleicht in der Politik Peters des Großen seine Bestätigung, der die Kriegstechnik der Holländer und Engländer benützte, um den zaristischen Despotismus zu stärken.)

Der Westen wehrt sich, indem er seine Bürger vor all dem, was nicht westlich ist, warnt. Wenn wir uns anschauen, wie das Verhältnis der westlichen Medien zur Welt aussieht, stellen wir fest, dass alles, was nicht westlich ist, als Bedrohung dargestellt wird. Aus dem Osten haben wir die Bedrohung durch die Mafia. Aus dem Süden die Bedrohung durch den Fundamentalismus. Aus Afrika gibt es die Bedrohung durch diese verrückten Afrikaner, die einander gegenseitig abschlachten. Aus Asien und Lateinamerika werden wir durch Rauschgifthändler bedroht. Alles, was nicht westeuropäisch ist, stellt eine Bedrohung dar.

Das Wissen um die Welt wird zunehmend von den Medien vermittelt. Der durchschnittliche Bürger weiß so viel, wie ihm das amerikanische Fernsehen zeigt. Alle anderen Fernsehstationen, unsere eingeschlossen, kaufen ihr Material vom amerikanischen Fernsehen und nehmen sich dieses zum Vorbild. Wir wissen von der Welt nur das, was die drei großen amerikanischen Fernsehkanäle uns wissen lassen wollen. Sie üben keine Zensur aus, wie wir sie aus kommunistischen Zeiten kennen, aber sie manipulieren. Ein Abweichen von der Wahrheit ist nicht direkt eine Fälschung, es ist die Annahme der Fälschung als Wahrheit.

*Worin besteht also diese Manipulation?*

In der Auswahl der Themen. Man zeigt nur gewisse Dinge, und die in unnatürlichen Proportionen. Zum Beispiel die Armut. Wenn wir fernsehen, könnten wir zu Recht zu der Auffassung gelangen, die wichtigsten Probleme der Welt seien der Terrorismus, diverse Fundamentalisten, der Rauschgifthandel und alle erdenklichen Formen der organisierten Kriminalität. Früher war die Welt geteilt in Osten und Westen, in Demokratie und Totalitarismus. Heute haben wir eine Trennung in Arme und Reiche. Und dieser Unterschied vertieft sich zusehends. Wir treten als eine tief gespaltene Familie von Völkern in das 21. Jahrhundert ein. 268 Personen in der Welt verfügen über ein Vermögen, das so groß ist wie das gesamte Vermögen einer Hälfte der Menschheit. Daran können wir nichts ändern. Die Kräfte, die dahingehend wirken, diese Teilung zu erhalten, ja sie sogar zu vertiefen, sind zu übermächtig. Aber das erfahren wir nicht aus den täglichen Fernsehnachrichten. Die Manipulation besteht darin, dass das Problem der

Armut in das Gebiet der Exotik abgeschoben wird. Es gibt spezielle Fernsehkanäle, wie Discovery, Travel oder Tourismuskanäle. Dorthin wird die Armut abgeschoben. »Wenn man auf die Bahamas fährt, findet man arme Dörfer.« Die Armut ist zur touristischen Attraktion geworden.

Die Menschen am Beginn des 21. Jahrhunderts haben den Eindruck, sie müssten in einer von Kriegen zerrissenen Welt leben. Aber das stimmt nicht. Neunundneunzig Prozent der Menschheit leben – besser oder schlechter, meistens schlechter als besser – in friedlichen Bedingungen. Die Orte, wo es bewaffnete Konflikte gibt, sind einzelne Punkte auf unserem Planeten. Es gibt ein Dutzend oder ein paar Dutzend solcher Punkte, aber es sind nur Punkte. Wir aber sehen die Welt durch das Prisma der Medien, die sich auf diese Brennpunkte konzentrieren, und daher wird uns der Eindruck vermittelt, überall auf der Welt werde Krieg geführt, überall lauerten Tod und Vernichtung. Der Mensch ist sehr anfällig für die Suggestion, und die Suggestionskraft der Medien ist ungeheuer groß.

Die Medien sind übrigens nicht im Geringsten daran interessiert, die Wirklichkeit wiederzugeben – sie sind daran interessiert, einander Konkurrenz zu machen. Die Fernsehstationen oder Zeitungen können es sich nicht leisten, eine Nachricht zu übergehen, die ihr direkter Konkurrent gebracht hat. Und am Ende kommt es dazu, dass sich die Medien weniger nach dem wirklichen Leben orientieren, sondern mehr nach ihren Konkurrenten.

Gewisse negative Erscheinungen, wie etwa das Ausschlachten von Emotionen, lassen sich nicht vermeiden. Ein Journalist betritt die Wohnung einer Mutter, deren Sohn soeben ums Leben gekommen ist, und fragt sie, wie sie sich fühlt. Das Objektiv der Kamera lauert wie das Auge einer Hyäne auf Tränen, auf Gesten der Verzweiflung. Es kennt keine Skrupel, keine ethischen Hemmungen. Und es gibt kein Entrinnen, denn der Mechanismus der Konkurrenz ist der Mechanismus des Marktes, und der Mechanismus des Marktes ist ein Fundament der Demokratie. Wir haben kein besseres System als das des Marktes, der Demokratie, der Konkurrenz. Sie bewirken, dass jemand – zum Beispiel ein Journalist –, der auf ein bestimmtes Verhalten verzichtet, einen leeren Platz schafft, den sofort ein anderer einnimmt. Das kann man nun verurteilen, man kann es einschränken, kritisieren. Aber man kann es nicht völlig ausmerzen.

Unsere Vorstellungskraft hält nicht Schritt mit unseren Erfindungen – daraus ergibt sich eine paradoxe Situation. Wir verfügen über eine ungeheure Menge von Daten, die in keinem kulturellen Kontext zueinander stehen. Ein Europäer bekommt zum Beispiel die Information, dass in Lomé der Staatschef gestürzt wurde. Er hat keine Ahnung, was das bedeutet. Er weiß nicht, ob das gut ist oder schlecht. Er weiß überhaupt nicht, was er mit dieser Information anfangen soll. Sie dient nur dazu, sein Denken zu verwirren. Daher besteht unser Problem nicht allein in der Menge von Daten, sondern in der fehlenden Möglichkeit, diese zu verarbeiten.

Der durchschnittliche Fernsehzuschauer hat sogar einen Einfluss darauf, wie etwas berichtet wird: Nach seinem Geschmack werden die Programme gestaltet, die immer kürzer sein müssen, Momentaufnahmen. Dafür braucht es nicht einmal mehr einen Journalisten. Wenn heute etwas Unerwartetes in der Welt geschieht, eine Katastrophe oder irgendein Unglück, dann schicken die Fernsehstationen Leute an den Ort des Geschehens, die von den Menschen dort Videomaterial einkaufen. Heutzutage gibt es überall auf der Welt Videokameras. Daher ersticken die Gesellschaften förmlich in Informationen. Während die Zensur früher einen Mangel an Information bedeutete, geht sie heute mit einem Überfluss an Informationen einher. Unsere Vorstellung ist nicht imstande, diese Massen von Fakten zu verarbeiten, es entsteht ein schwer zu beschreibendes Rauschen von Informationen. Der Durchschnittsbürger ist außerstande, eine Auswahl zu treffen oder die Fakten richtig einzuordnen.

Traditionell hatten die menschliche Vorstellung und Sensibilität ein beschränktes Bezugsfeld. Durch hunderte, tausende, zehntausende Jahre sah sich der Mensch als Mitglied eines Stammes, einer Gesellschaft, als Bekenner eines Glaubens, Bewohner eines Ortes auf der Welt. Das waren die zentralen Punkte, die Stützen seiner geistigen Heimat. Die Existenz solcher Zentren formte unsere Vorstellung und unsere Sensibilität. Im Vater sahen wir das Zentrum der Familie, im Führer – das Zentrum der Nation, in der Kirche – das Zentrum des Glaubens. Die Existenz dieser Zentren brachte Ordnung in unsere Welt und ermöglichte es uns, uns darin zurechtzufinden. Wir versuchten in unserem Leben eine möglichst große Nähe – sei es physisch oder emotional – zu diesen Zentren zu bewahren.

Nun haben die Technik und die Kommunikation unsere Welt vervielfacht. Es gibt viele zentrale Punkte – in diesem Moment hören sie aber



auf, zentral zu sein, sie sind gleichwertig geworden, sind schwer nach ihrem Rang einzuordnen. Der Mensch findet sich in einer für ihn kaum zu durchschauenden, chaotischen, schwer zu begreifenden Welt wieder. Das ist der Grund für die Desorientierung, die uns, die wir ins 21. Jahrhundert eintreten, umgibt und die oft in einen Relativismus und Nihilismus mündet.

Die Medien sind genauso verloren wie wir. Sie sind, so wie wir alle, ein Teil dieses Prozesses. Vor allem gibt es immer mehr Medien, jeder Konsument kann sich heute einen anderen Fernsehsender, eine andere Rundfunkstation oder Zeitung wählen. Das hat eine Atomisierung unseres Wissens und unserer Erfahrung zur Folge. Jeder weiß etwas anderes, hat etwas anderes gehört, etwas anderes gesehen.

Die positive Seite der Medien besteht darin, dass es ihnen gelungen ist, zwei wichtige Barrieren zu überwinden, gegen die die Menschheit bislang vergeblich angekämpft hat: die Zeit und den Raum. Das bedeutet eine grundlegende Revolution in der Geschichte der Menschheit. Die Menschheit tritt vor unseren Augen in die dritte Etappe ihrer Geschichte ein. Die erste war die Zeit der Stammesgemeinschaften, dann kamen die nationalen Gemeinschaften, mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts datiert man das Entstehen der Massengesellschaft, und schon am Ende dieses Jahrhunderts stehen wir, dank der Entwicklung der Medien, an der Schwelle zur planetaren Gesellschaft.

*Ist es möglich, dass Ryszard Kapuściński irgendwann aufhört, Reporter zu sein? Oder hört man nie auf, Reporter zu sein?*

Aus einem ganz einfachen Grund erwarte ich nicht, einmal in Rente zu gehen. In unserem Beruf gibt es so etwas nicht. Die Reportage ist für mich eine Art zu leben. Mehr noch, sie ist für mich eine Form, die Welt zu sehen, und diese Sehweise werde ich nie gegen eine andere eintauschen.

© 2003 by Ryszard Kapuściński  
*Aus dem Polnischen von Martin Pollack*